

DIE METAMORPHOSE VOM ESEL ZUM MENSCHEN, VOM NARREN ZUM ZUKÜNFTIGEN GELEHRTEN

Von Renate Kohn

In vielen nach außen hin abgeschlossenen Zirkeln gibt es bis heute Rituale, die Anwärter durchlaufen müssen, um zu einem vollwertigen Mitglied werden zu können. Wir kennen solche Zeremonien zum Beispiel bei Studentenverbindungen, auf Eliteschulen, beim Militär und bei der Marine. Sie haben häufig den Charakter von Mutproben und sind für die Betroffenen in vielen Fällen demütigend, lächerlich machend, mitunter körperlich unangenehm oder gar schmerzhaft. Ihre wichtigste Funktion ist die Sichtbarmachung des Übergangs einer Person vom unwürdigen Individuum zum privilegierten Menschen, der würdig ist, der elitären Gruppe anzugehören.

Diese Bräuche sind entweder selbst schon sehr alt oder gehen zumindest auf frühere Vorläufer zurück. Ein über den Großteil der Universitäten Europas verbreiteter Usus war die vom 14. Jahrhundert an nachweisbare und bis ins 18. Jahrhundert gebräuchliche „Deposition“ [1], der Studienanfänger unterzogen zu werden pflegten, um ihr bisheriges Menschsein „abzulegen“ und als neuer Mensch daraus hervorzugehen. Diese Neulinge wurden „Beani“ genannt, wobei „Beanus“ wohl eine latinisierte Form des französischen „Bec jaune“ ist – aus diesem „Gelbschnabel“ ist unter leichter



Abb. 1, 2: Zwei Holzschnitte aus dem "Carmen heroicum de typo depositionis" von Friedrich Widebrand, 1578

Farbveränderung der heute gebräuchliche Ausdruck „Grünschnabel“ geworden. Der Beanus, also der Schüler, der im Begriff war, aus der Lateinschule auf die Universität zu wechseln und dazu einer Burse beizutreten, galt als grob, unzivilisiert, kaum besser als ein Tier. Eine Reihe von Holzschnitten des Wittenberger Theologen Friedrich Widebrand veranschaulicht, wie er durch die sogenannte Deposition von diesen Unzulänglichkeiten befreit wurde, um dann an der Universität immatrikuliert werden zu können. In Abb. 1 wird er, mit einer Narrenkappe bekleidet, wie ein Verbrecher am Strick um die Mitte zum Ort der Deposition geführt, voran schreitet der Bursenrektor, gefolgt von einigen Studenten, ebenfalls mit Narrenkappen, die die Instrumente tragen, mit denen sie dem Beanus später zu Leibe rücken werden. Abb. 2 zeigt, wie er mit einem Hobel bearbeitet wird, vorher war er „ungehobelt“ – auch dies ist ein bildhafter Ausdruck, der Eingang in die Alltagssprache gefunden hat. Unter dem Tisch, auf dem er bäuchlings liegt, sieht man neben Angst einflößenden Werkzeugen ein Paar große Hörner. Im Rahmen der Zeremonie wurden sie dem Beanus aufgesetzt und anschließend mit extrem unangenehmen Methoden wieder entfernt – er musste sich also „die Hörner abstoßen“. Zusätzlich zu diesen körperlichen Misshandlungen wurde er beschimpft und verhöhnt. Er wurde mit teilweise widerlichen Substanzen „gereinigt“, sein Bart – sofern überhaupt schon vorhanden – und seine Haare gekürzt, außerdem musste er öffentlich die Beichte ablegen. Schließlich wurde er mit dem Salz „der Weisheit“ gefüttert und zum „Menschen“ erklärt. Zum Abschluss all dessen hatte er seine Peiniger noch zu einem Festmahl einzuladen.

Dieser Brauch wurde sicherlich sehr oft geübt. Man braucht sich nur die Anzahl der Immatrikulationen pro Semester in den verschiedenen Universitätsmatrikeln ansehen, dann kann man ungefähr abschätzen, wie häufig solche Depositionen gewesen sein müssen. Dementsprechend gibt es natürlich sehr viel Literatur zu diesem Thema.

Trotzdem ist es als etwas ganz Besonderes zu werten, dass vor kurzer Zeit ein spontanes schriftlich-bildliches Zeugnis einer ganz konkreten Deposition zutage getreten ist:

Derzeit wird im Wiener Stephansdom die dem Hl. Valentin geweihte Reliquienkammer, der obere Teil der nördlich an die Westfassade angebauten Doppelkapelle, einer gründlichen Renovierung unterzogen. Im Rahmen einer Voruntersuchung wur-



Abb. 3: Die Graffiti zu beiden Seiten des in der Barockzeit neu eingefügten Türrahmens

den Kritzeleien entdeckt und in der Folge freigelegt. Die umfangreichen Graffiti sind nahezu alle mit Rötelfarbe ausgeführt und an mehreren Stellen mit 1479 datiert (Abb. 3). Auf Einladung von Dombaumeister Dipl.-Ing. Wolfgang Zehetner konnte ich diesen Neufund besichtigen, fotografieren und anschließend analysieren. Diplomrestaurator Jörg Riedel teilte seine Erkenntnisse mit mir, die eine wichtige Voraussetzung für die Deutung der Graffiti bildeten: Er hatte festgestellt, dass sie alle gleichzeitig in den damals noch feuchten Verputz, gleichsam „al fresco“ eingetragen wurden und damit gleich alt mit der spätmittelalterlichen Putzschicht sind, zu der auch eine Reihe von über den ganzen Kapellenraum verteilten Weihekreuzen

gehören. Damit sind umgekehrt auch diese datiert – bisher war kein konkretes Weihedatum vor 1507 bekannt [2].

Das umfangreiche Programm besteht aus insgesamt 30 schriftlichen Kritzeleien, von denen aber nur ein Teil lesbar ist. Bei mehreren ist der Bestand an Rötelpigmenten im Strich stark reduziert. Angesichts der guten Haltbarkeit, die durch die al fresco-Technik gewährleistet ist, muss angenommen werden, dass sie absichtlich unleserlich gemacht wurden. Das gilt in noch viel größerem Ausmaß für eine Reihe von Inschriften, die mit breitem, stark deckendem Pinselstrich übermalt wurden. Sie sind in der gleichen Farbe gehalten wie der Rötel. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass die gleiche rostbraune Farbe auch in den Weihekreuzen vorkommt; vermutlich wurde der Farbtopf der Maler da etwas zweckentfremdet benutzt. Die Frage drängt sich hier unmittelbar auf, ob diese Übermalungen und Abreibungen vielleicht Zeugen einer Art von „Zensur“ sein könnten. Das erscheint logisch betrachtet allerdings eher unwahrscheinlich, denn gerade ein Detail ist davon nicht betroffen: Die naturgetreue Zeichnung eines männlichen Gliedes, das in einem solchen Fall doch wohl als erstes verdeckt worden wäre.

Zusätzlich zu den bisher genannten Bestandteilen der Kritzeleien gibt es noch insgesamt sechs Wappen, teilweise Vollwappen, teilweise nur Schilde, wobei zwei verschiedene Wappenbilder – drei Kugeln im gespaltenen Schild und ein mit drei Rauten belegter Schrägbalken – zu unterscheiden sind. Am optisch reizvollsten und Interesse und Fantasie am stärksten anregend sind schließlich die Zeichnungen. Neben einigen schwer deutbaren, ziemlich groben Skizzen sind das zwei Narrendarstellungen – auf jeder Seite der Türe eine –, die sehr gekonnt und detailreich

gemacht sind (Abb. 4, 5). Man erahnt sogar eine Reihenfolge des Geschehens: Auf dem linken Bild hält der Narr einen länglichen Gegenstand in der Hand, auf dem rechten hat er ihn in den Mund gesteckt. In seiner Ausstaffierung in der Narrenkappe mit Eselsohren,



Abb. 4, 5: Die Narrendarstellungen zu beiden Seiten des Türstocks

die mit Schellen bekrönt sind, erinnert diese Darstellung stark an die ziemlich genau 100 Jahre jüngere auf den Holzschnitten Widebrands (Abb. 1, 2).

Den endgültigen Beweis, dass die Graffiti tatsächlich von einer Deposition stammen, bietet ein Vers, der insgesamt zweimal vorkommt (mit unterschiedlichen Abkürzungen und unterschiedlichen Erhaltungslücken bedingt durch die barocke Veränderung des Türstocks, daher verzichte ich bei der Wiedergabe auf das Setzen von Klammern): *manus beanorum maculant loca sanctorum* (Die Hände der Beani beflecken die Orte der Heiligen, Abb. 6). Noch ein weiteres Detail deutet auf den Zu-

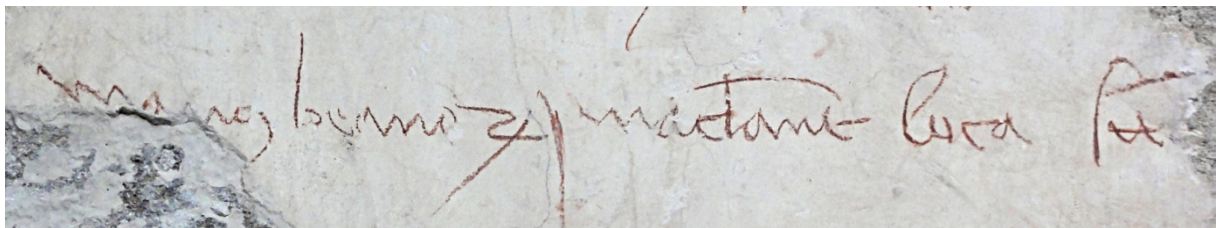
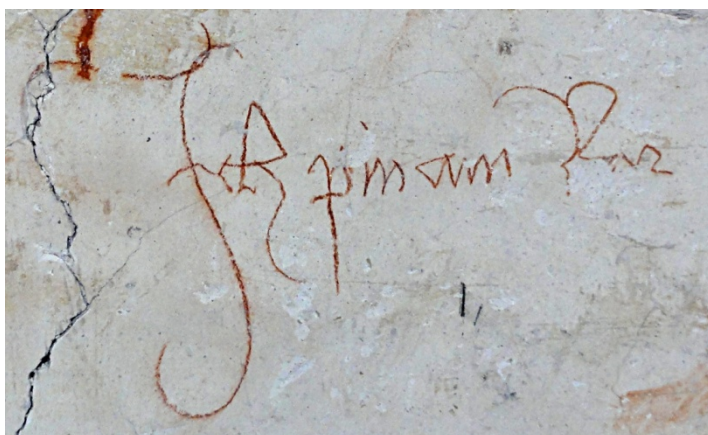


Abb. 6: Die Hände der „Beani“ beflecken die Orte der Heiligen

sammenhang mit der Hochschule: mehrmals wird der Betreffende als *asinus* (hier *azinus*, Esel) bezeichnet, einmal sogar als *azinus meus* (mein Esel). Nicht nur gibt es die – wenn auch erst im 17. Jahrhundert belegte – Deutung des Wortes *Beanus* als Akronym: *Beanus Est Asinus Nescius Vitam Studiosorum* [3] (Der *Beanus* ist ein Esel, der das Studentenleben nicht kennt), der Eselsname war vor allem in der universitären Terminologie denjenigen vorbehalten, die Gespräche nicht auf Latein, sondern in der Landessprache führten [4]. Folgerichtig steht auch an zwei Stellen auf Deutsch *Jch pin ain Nar* (Abb. 7). Es wäre denkbar, dass diese beiden Sätze vom



Betroffenen selbst geschrieben wurden. Der bedauernswerte *Beanus* dürfte die diversen Prozeduren übrigens nicht klaglos über sich ergehen haben lassen, denn ein Graffito moniert, er sei *non probus* (nicht tapfer).

Abb. 7: Das Selbstbekenntnis des *Beanus*

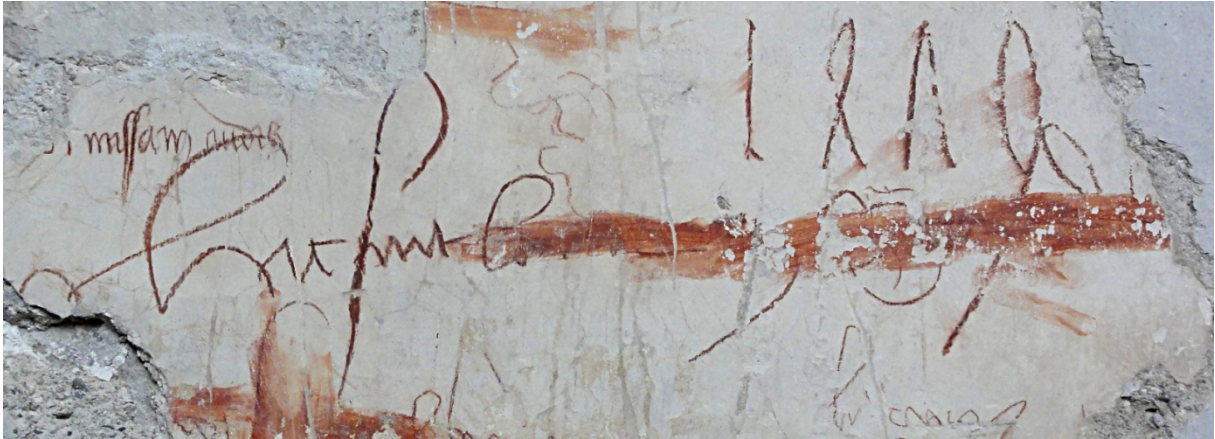


Abb. 8: Eine der getilgten Inschriften; darüber die Jahreszahl 1479, darunter ein paar abgeriebene, nicht mehr deutbare Buchstaben.

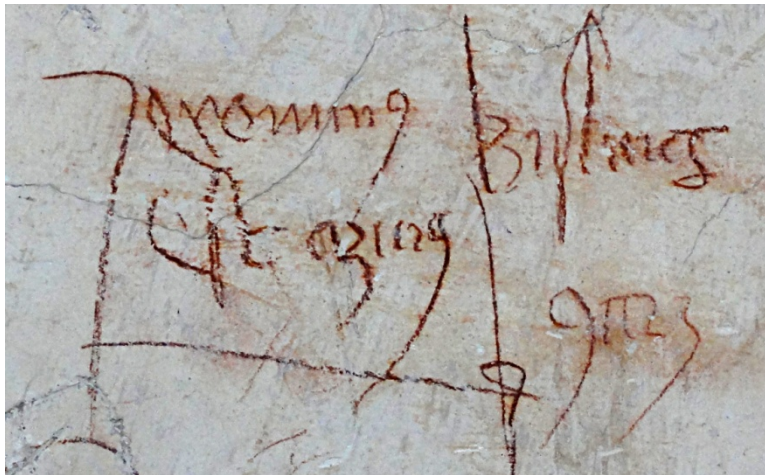
Stellt man nun den Zusammenhang zwischen den Graffiti und einer Deposition her, dann erklären sich auch die getilgten Stellen innerhalb der Graffiti – seien sie nun abgerieben oder übermalt (Abb. 8). Zwei von ihnen beginnen mit den sichtbar gelassenen Worten *Hic fuit* (Hier war ...). Ganz offensichtlich haben sich hier Beteiligte an der Zeremonie verewigt. Und ebenso offensichtlich wollten sie anschließend verhindern, dass ihre Teilnahme an diesem – an so heiligem Ort äußerst unpassenden – Akt bekannt wurde und machten ihre Namensnennung unlesbar. Denn eine so überaus irdische, respektlose und auch von den obersten kirchlichen wie auch universitären Behörden abgelehnte Feier in einem heiligen Rahmen – der Raum war zwar noch nicht geweiht, da die Weihekreuze ja eben erst gemalt worden waren, doch war er nichtsdestoweniger Teil der wichtigsten Wiener Kirche und zur baldigen Weihe vorgesehen – stellte einen unerhörten Frevel dar. Wahrscheinlich war auch das genau der Grund, warum die zukünftige Valentinskapelle als Schauplatz dieser Deposition gewählt worden war; das blasphemische Element verschaffte den Beteiligten wohl einen zusätzlichen „Kick“. Doch erschien es den meisten von ihnen nachträglich wohl zu riskant, sich durch ihre Unterschrift dazu zu bekennen.

Außer demjenigen des Beanus selbst sind nur zwei weitere Namen – oder zumindest Hinweise darauf – sichtbar gelassen worden. Der eine ist sehr undeutlich geschrieben und lässt sich mit einiger Fantasie als *...ich Parfus* interpretieren; ein *Michael Parfus de Saxardia* (Szekszárd, Ungarn) wurde im Sommersemester 1476 immatrikuliert; der Versal sieht zwar nicht nach einem *M* aus, doch sind Versalien zu dieser Zeit mitunter bereits so verfremdet, dass sie oft nur noch mit Hilfe des

Wortkontextes identifizierbar sind. Eine zweite Person ist mit dem Herkunftsnamen *Mistelbacher* bezeichnet. An der Artistenfakultät studierten damals ein *Martinus Lutifiguli de Mistelbach*, ein *Wolfgangus Schrickler de Mistlbach*, ein *Georgius Sutoris de Mistelbach*, ein *Martinus Newperger de Mistelpach*, ein *Colomannus de Mistelbach* und ein *Johannes Purger de Mistelbach* [5].

Der Name, der am häufigsten genannt ist, ist natürlich der des Beanus. Da dieser ja im Rahmen der Deposition bloßgestellt und gedemütigt werden sollte, wurde offensichtlich kein Versuch unternommen, auch nur eine der Nennungen seines Namens zu tilgen.

Und als ob das gesamte so spontane und mentalitäts- wie auch alltagsgeschichtlich bedeutende Zeugnis eines universitären Initiationsritus alleine noch nicht spektakulär



genug wäre, birgt der Name des Beanus noch eine zusätzliche Überraschung. Es handelt sich um Jeronimus Kisling, der in der Wiener Stadt- und Wirtschaftsgeschichte später eine bedeutende Rolle spielen sollte (Abb. 9).

Abb. 9: Jeronimus Kisling ist ein Esel

Die Familie Kisling ist ab dem späten 14. Jahrhundert in Wien ansässig [6]. Jeronimus' Vater Stefan der Ältere baute das Familienvermögen auf, nicht zuletzt durch kluge, gewinnträchtige Heiraten. Seine ersten drei Frauen brachten jeweils eine wertvolle Immobilie in die Ehe mit und versetzten Stefan damit in die Lage, mit seiner erstmals 1464 erfolgten Wahl in den Stadtrat in das gehobene Bürgertum aufzusteigen. Dreimal verwitwet heiratete er um 1467 seine vierte Frau Anna, die Jeronimus' Mutter wurde. Dieser kann also frühestens in den späten sechziger Jahren geboren worden sein und war also zum Zeitpunkt seiner Deposition *in profesta nicolai* (an einem der Vortage des Nikolaustags) 1479 höchstens zwölf

Jahre alt. Er lag daher noch unter dem Durchschnittsalter für einen Studienanfänger im Spätmittelalter, das bei etwa 14 Jahren lag [7]. Unter diesen Umständen ist es vielleicht nicht allzu verwunderlich, dass er *non probus* (nicht tapfer) war.

Seine Peiniger trieben den Spaß so weit, dass sie sich auch an seinem Wappen, dem Symbol seiner Familie, vergriffen. Die Kisling führten ein sprechendes Wappen, und zwar drei Kugeln (Kiesel) im gespaltenen Schild und auf dem geschlossenen Flug im Oberwappen. Bei einer der Darstellungen tauschten die Studenten diese Kugeln gegen Narrenschellen aus und fügten noch zusätzlich zwei kleine Narrenköpfe in den Schild ein (Abb. 10).



Abb. 10: Das verunzierte Wappen der Kisling mit den Beischriften – oben – *Jch pin ain Nar* – und unten *Jeronimus Kisling* ist ein Esel.

Übrigens wurde aus dem kleinen „Esel“ später doch noch etwas „Anständiges“. Eineinhalb Jahre nach der Deposition wurde er schließlich an der Universität immatrikuliert. Diese auffallende Verzögerung ist möglicherweise mit dem Tod seines Vaters im Laufe des Jahres 1480 zu erklären. Eine längere Universitätslaufbahn schlug Jeronimus zwar nicht ein, doch konnte er auf der von seinem Vater geschaffenen Vermögensbasis aufbauen und machte Karriere als Fuggerfaktor, als Leiter der Wiener Niederlassung des Augsburger Handelshauses Fugger. Dieses näherte sich gerade damals unter der Führung von Jakob Fugger mit dem vielsagenden Beinamen „der Reiche“ dem Gipfel seiner Bedeutung, die wohl zumindest in gewissem Maß auch von Jeronimus Kisling mitgetragen wurde. Jeronimus wurde, wie es schon sein Vater gewesen war, 1497 Mitglied des Wiener Stadtrats und erreichte 1511, ein Jahr vor seinem Tod, den Höhepunkt seiner gesellschaftlichen Stellung mit der Aufnahme in die noble Gottesleihnamsbruderschaft.

Die neu entdeckten Graffiti sind gerade deshalb so faszinierend, weil sie so unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind. Dank reicher Literatur seit der Renaissancezeit wissen wir über den Brauch der Deposition gut Bescheid. An sich enthalten die Graffiti nichts, was wir nicht auch aus diesen anderen Quellen wüssten. Auch über Jeronimus Kisling sind wir gut informiert. Die Graffiti sind zwar zugegebenermaßen der früheste bekannte Beleg zu ihm, doch für seine Biographie bieten sie wenig Neues. Aber sie können etwas Anderes in unglaublichem Maß leisten: Die gedruckten Berichte zur Deposition, die Holzschnitte, die die damit verbundenen Bräuche zeigen, können für uns immer nur Abstraktion bleiben; die bekannten biographischen Daten zu Jeronimus Kisling ergeben wenig mehr als einen Steckbrief. Die spontanen Ergüsse hingegen, die ganz offensichtlich in der „Hitze des Gefechts“ in den zufällig feuchten Verputz gekritzelt und dann als zu gewagt empfunden teilweise wieder getilgt wurden, geben dem Zeugnis eine Lebendigkeit, wie sie andere Überlieferungen nur schwer zu vermitteln imstande sind. Durch sie wird der Brauch der Deposition unmittelbar spürbar, und sie lassen aus dem Namen Jeronimus Kisling den Menschen Jeronimus Kisling werden.

Anmerkungen:

[1] Aus der reichen Literatur zur Deposition seien genannt: Wilhelm Fabricius, *Die akademische Deposition (Depositio cornuum)*. Beiträge zur Deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte, speciell zur Sittengeschichte der Universitäten (Frankfurt a. Main 1895) passim. – Oskar Scheuer, *Die geschichtliche Entwicklung des Deutschen Studententums in Österreich mit besonderer Berücksichtigung der Universität Wien von ihrer Gründung bis zur Gegenwart* (Wien/Leipzig 1910) 24–29. – Fidelis Rädle, *De miseris studiosorum saeculo XVI^o in Italia vel Gallia peregrinantium, (cum quibusdam partibus excerptis ex tractatu adhuc inedito a Luca Geizkoflero Tirolensi anno 1576 conscripto)*, in: *Loquela vivida. Donum natalicium Nicolao Sallmann sexagesimum quintum annum agenti; a fautoribus linguae Latinae vivae oblatum*, ed. Jürgen Blänsdorf (Würzburg 1999) 147–152. hier 151. – Ulrich Rasche, *Deposition*,

MIR Texte Nr. 4 (2013)

in: Enzyklopädie der Neuzeit, ed. Friedrich Jaeger, Bd. 2, Stuttgart/ Weimar 2005, Sp. 924–927.

[2] Wilhelm Anton Neumann, Die Restauration der Herzogenkapelle, in: Wiener Dombauvereins-Blatt 2. Serie 9 (1891) 45–47, bes. 45.

[3] Erich Schmidt, Komödien vom Studentenleben aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Leipzig 1880) 12.

[4] Johannes Butzbach, Odeporicon. Einleitung, Übersetzung und Kommentar von Andreas Beriger (Weinheim 1991) 12, Anm. 42.

[5] Die Matrikel der Universität Wien (Quellen zur Geschichte der Universität Wien 1. Abt.) Bd. 2, 1451-1518/1. Text, bearbeitet von Willy Szaivert und Franz Gall, (Graz/Wien/Köln 1967) 145, 147, 154, 156, 159, 164, 168.

[6] Richard Perger, Die Wiener Bürgermeister Lienhard Lackner, Friedrich von Pieschen, Dr. Martin Siebenbürger und andere Mitglieder der „Wiener Handelsgesellschaft“, in: Richard Perger/Walter Hetzer, Wiener Bürgermeister der frühen Neuzeit (Forschungen und Beiträge zur Wiener Stadtgeschichte 9, Wien 1981) 3–88, bes. 14–18.

[7] Rainer Christoph Schwinges, Der Student in der Universität, in: Geschichte der Universität in Europa, hg. von Walter Rugg, Bd. 1: Mittelalter (München 1993) 181–223, bes. 182.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1, 2 aus Richard Fick, Auf Deutschlands hohen Schulen. Eine illustrierte kulturgeschichtliche Darstellung deutschen Hochschul- und Studentenwesens (Berlin/Leipzig 1900) S. 44, 45, Abb. 3-9: R. Kohn.